



Klassik

Nicht von gestern

Wer um 1800 noch ein Libretto von Pietro Metastasio vertonte, kann heute leicht als Ewiggestriger gelten. Tatsächlich scheint Johann Gottlieb Naumanns 1805 in Dresden uraufgeführtes Oratorium „Betulia Liberata“ im hochklassischen Stil der Zeit noch nicht ganz angekommen zu sein. Ein traditionelles Genre verlangt aber offenbar eine konservative Musik. Naumann, ein in Italien ausgebildeter Opernspezialist und Dresdner Hofkapellmeister, lässt die Beschränkungen, die ihm der Stil auferlegt, glücklicherweise kaum spüren: Die Arien sind kurz und die Koloraturen knapp, die Bläser mit vielen selbstständigen Partien beschenkt, die Grenzen zwischen Arien und Rezitativen verschwimmen, dramatische Effekte kommen zu ihrem Recht. Wer genau hinhört, wird im etwas altbackenen Aufriss viele interessante, ja moderne Details erkennen. Unterm Strich: ein schönes,

hörenswertes Stück unbekannte „Klassik“.

Hermann Max' Interpretationen dieses Repertoires legen an Aussagekraft und gedanklicher Tiefe immer noch zu, vor allem scheinen sie an dramatischem Profil zu gewinnen. Max stellt auch hier nicht die Heilsbotschaft ins Zentrum, sondern die Geschichte um die Witwe Judith, die den Feldherrn Holofernes im Alleingang besiegt. Einen besonderen Glücksgriff stellt das homogen und gut abgestimmt agierende Quintett der Solisten dar. Alle sind sie präzise Textdeuter und folgen Naumann und Metastasio bis in die kleinsten Verästelungen ihrer musikalischen Rede hinein. Neben Markus Schäfer, der mit agilem Tenor einen Ozia aus Fleisch und Blut darstellt, verdient Salomé Hallers strahlend schöner, koloraturensicherer Sopran besondere Erwähnung.

Andreas Friesenhagen



Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Naumann, Betulia Liberata; Nele Gramß, Salomé Haller (Sopran), Markus Schäfer, Hans Jörg Mammel (Tenor), Harry van der Kamp (Bass), Rheinische Kantorei, Das Kleine Konzert, Hermann Max (2004) CPO/JPC 2 SACD 777 063-2 (96')



Klassik

Alles schwebt

Was, fragt man sich, kann überhaupt noch gesagt werden in Mozarts Violinkonzerten, in Meisterwerken, die derart oft gespielt und eingespielt wurden? Doch auch bei Mozart gibt es veritable Überraschungen. Die kommen nicht großtönend daher, sondern oft nur als Facetten, die manchmal an kleinsten Details hängen und die eingefahrene Hörgewohnheiten eher subtil herausfordern. Katrin Scholz (Berlin Classics) oder Shlomo Mintz (Avie) überzeugten in letzter Zeit besonders durch ihre sehr persönlich geprägten Mozart-Einsichten. Jetzt tut es Leonidas Kavakos in einer Neuaufnahme mit der Camerata Salzburg.

Kavakos ist seit 2001 „Principal Guest Artist“ des Orchesters, eine Position, die man extra für ihn schuf. Wie souverän Kavakos in Personalunion als Geiger und Dirigent agiert, macht diese Neuaufnahme der Mozart-Violinkonzerte mit allem Nachdruck deutlich. Ganz klar, ruhig und entspannt

klings dieser Mozart. Die Tempi wirken nie forciert, sie suchen nie den Effekt. Die Musik strömt dahin, entfaltet sich wie selbstverständlich. Nie erscheint hier ein Akzent zu stark und mit gewolltem Nachdruck gesetzt. Kavakos' musikalische Rhetorik wirkt so natürlich und souverän, dass sich unweigerlich das Gefühl einstellt: So muss es sein (obwohl es natürlich auch anders geht). Da gibt es in den langsamen Sätzen Kantilenen, an denen man sich wärmen kann, eine Zartheit, die anrührt. Kavakos spielt eigene Kadenzen. Ihm gelang es auch, dem Orchester sein Konzept so nahe zu bringen, dass sich diese Aufnahme zu einem Mozart-Traum rundet.

Auch die Interpretation der Sinfonie Nr. 39 verrät Kavakos' gestaltende Hand. Vielleicht hatte man sich als „Zugaben“ aber eher die Violinrondos und das Adagio KV 261 gewünscht.

Norbert Hornig



Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Mozart, Violinkonzerte Nr. 1-5, Sinfonie Nr. 39; Leonidas Kavakos (Violine und Leitung), Camerata Salzburg (2006) Sony BMG 2 CD 82876 84241 2 (147')

Diese CD erhält jeder neue Abonnent als Dankeschön (siehe auch S. 64).



Klassik

Das Klavier spielt von selbst

Es ist irgendwie Maschinenmusik. Und doch wieder nicht. Nicht von ungefähr schätzt ein Komponist vom Kaliber György Ligeti seinen Kollegen Conlon Nancarrow (1912-1997) – wegen der Kunst der minimalen Verschiebung, der perfekt gesteuerten Temporelationen. Der Amerikaner, der im Krieg gegen Franco kämpfte und danach, in den USA unerwünscht, in Mexiko in aller Stille seine Klangexperimente austüftelte, widmete sich dem Player Piano, dem Selbstspielklavier. Noch vor der alles berechnenden Computermusik schuf er mit Hilfe von Lochstreifen musikalische Abläufe von irrwitziger Komplexität. Monate benötigte er, um fünf Minuten Musik entstehen zu lassen.

Die „Studies for Player Piano“ kommen nun in einer mehrteiligen Edition bei MDG heraus. Es ist nicht der erste Versuch einer Realisierung. Schon in Nancarrow's Studio

entstand eine Produktion der Studien 1 bis 41. Das Material ist heute umfassender geworden. Erst die Computerrerrungenschaften machten es möglich, die Studien für zwei Klaviere wirklich synchron laufen zu lassen. Bei MDG kann man auf die Erfahrungen von Jürgen Hocker zurückgreifen, der einen Ampico-Bösendorfer-Flügel nach den Wünschen Nancarrow's bearbeitete. Als zweites Instrument wird ein Fischer-Flügel hinzukommen.

Nancarrow's erste Studien (für einen Flügel) atmen auch den Geist des Jazz. Das klingt eben nicht wie kalte Technik. Das hat Biss und bohrende Kraft. Das ist im rhythmischen wie im zeitlichen Ablauf außerordentlich spannend. Da begegnet uns ein faszinierender Außenseiter der zeitgenössischen Musik, der seiner Welt voraus war.

Michael Stenger



Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Nancarrow, Werke für Player Piano Vol. 1: Studies Nr. 1-12; Bösendorfer Grand Piano mit Ampico-Player-Piano-Mechanismus (2005)
MDG/Codæx CD 645 1401-s (63')



Jazz

Im Spätsommerlicht des Blues

Dass es unglaublich schwierig ist, als junger (zumal deutscher) Musiker Jazz-CDs zu machen, die ein übersättigtes Publikum interessieren können, ohne auf populistische Mätzchen zurückzugreifen, ist eine Binsenweisheit, die einem erst dann mal wieder einfällt, wenn eben solch ein junger Jazz-Musiker es schafft. Dem bei Stuttgart lebenden Saxophonisten und Klarinettenisten Jochen Feucht ist mit „Open Time“ dieses Meisterstück gelungen.

Mit einer hervorragenden Rhythmusgruppe, in der vor allem der Schlagzeuger Alan Jones durch sein originelles, variantenreiches Spiel auffällt, interpretiert er melodienselige Eigenkompositionen, oft eher in gemächlichem Tempo. Der besondere Reiz geht dabei von der Wahl seiner Instrumente aus: Feucht beschränkt sich auf Sopransaxophon und das im Jazz selten zu hörende Bassetthorn. Die gedeckten

Klänge dieser Instrumente schaffen eine einnehmend melancholische Stimmung, die durch den Einsatz eines zusätzlichen Violoncellos auf drei Stücken noch unterstützt wird. So dringt stellenweise die Strenge klassischer Formen in die Musik des Quartetts ein.

Ein Zweifel aber, dass es sich hier um eine moderne Jazz-Platte handelt, wird wohl kaum aufkommen. Zu dicht ist die Interaktion des Quartetts, zu originell auch die Linien der Solisten, zu frisch und improvisiert das gemeinsame Spiel der Gruppe. Feuchts Kompositionen sind unspektakulär und zweckdienlich, auch das Klangbild der CD ist frei von Produktionsspielereien. Es wirkt einzig die Kraft der Musik, und bei aller Melancholie erliegen weder Spieler noch Hörer der Depression, sondern sonnen sich im Spätsommerlicht des Blues.

Stephan Richter



Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Jochen Feucht Quartett, Open Time; Jochen Feucht (ss, bassetthorn), Olaf Polziehn (p), Christian Ramond (b), Alan Jones (dr), Stephanie De Secondi (vc) (2005)
Jazz4Ever/Sunny Moon CD 4778 (67')